

Bischof Martin Hein, Kassel

Die Herausforderungen an Kirche und Diakonie angesichts der Flüchtlingsfrage

*Impulsvortrag zum Diakonieforum „Flüchtlinge – Willkommen 2.0: Wie Integration gelingt“,
2. Juni, Stadteilzentrum Wesertor, Kassel*

Die Anzahl der Flüchtlinge, die nach Deutschland kommen, und die politische Reaktion darauf sind das beherrschende Thema der letzten Monate. Auch wenn es sich jetzt – scheinbar – ein wenig entspannt hat, was ich nur für eine Atempause halte. Die Entwicklung hat ein solches Tempo erreicht, dass sie vielen Menschen Sorge bereitet, und diese Sorge hat sich inzwischen auch politisch Ausdruck geschaffen – und ist nun ihrerseits Grund zur Sorge. Ich glaube nicht, dass ich zu weit gehe, wenn ich feststelle: Die politische Kultur in unserem Land hat, jedenfalls für den Moment, schwer Schaden genommen. Erstaunlich für mich ist: Der Konsens der christlichen Kirchen ist in Deutschland weiterhin ungebrochen. Man wird sogar sagen müssen: Mit Papst Franziskus und den Kardinälen Marx und Wölki haben wir Streiter für eine humane Flüchtlingspolitik, die bisher nur vom äußersten rechten Rand angegriffen worden sind. Und der Protestantismus zeigt sich bis in den evangelikalen Bereich in seltener Geschlossenheit – wenn es auch einige bedenkliche Entwicklungen im Bereich des christlichen Fundamentalismus gibt, der AfD-Nähe sucht.

Zugleich sind wir als Gesellschaft wie als Kirchen in hohem Maße mit dem Thema „Religion“ befasst: Religion vor allem in ihrem Verhältnis zur Gesellschaft. Das ist eine Frage, die lange vernachlässigt wurde und bei der sich jetzt gelegentlich eine gewisse Sprach- und Ratlosigkeit zeigt, die zu so vereinfachenden Parolen führt wie „Der Islam gehört nicht zu Deutschland“. Damit ist niemandem gedient. Und ich sehe es als eine wichtige Aufgabe der Kirchen

und der Diakonie, hier für Sprachfähigkeit zu sorgen und Komplexität ins System zu bringen und den „einfachen Antworten“ die Bereitschaft zu genauem Hinsehen, genauem Reden und genauem Hören entgegenzusetzen. Genauigkeit ist tatsächlich ein wichtiges Element der Barmherzigkeit!

Für uns bedeutet das nun zweierlei: Als Kirche und Diakonie müssen wir in eine intensive Reflexion und Diskussion über unser Selbstverständnis eintreten. Ich sehe es im Moment so und möchte es zur Debatte stellen: Wir werden uns über kurz oder lang gesellschaftlich neu zu positionieren haben, vor allem dann, wenn sich wirklich zeigen sollte, dass die gesellschaftliche Mitte nach rechts gerutscht ist. Es kann uns passieren, dass wir damit, wie es sich in manchen Gemeinden schon zeigt, klassische Mitgliedergruppen verlieren, zugleich aber neue gewinnen. Es ist recht deutlich zu erkennen, dass uns von ganz rechts eine Fundamentalopposition, ja sogar eine Kirchenfeindschaft entgegenschlägt, wie wir sie in der Bundesrepublik bisher nicht bzw. nicht in politisch einflussreicher Weise kannten.

Wie dem auch sei: Was wie eine Beruhigung aussieht, könnte sich leicht als reine Atempause darstellen. Und unabhängig von der Frage, ob wir schon „über den Berg sind“ oder nicht: Jetzt beginnen die Mühen der Ebene. Und das war und ist, wie alle wissen, die im sozialen Bereich tätig sind, eine wirkliche Mühe. Wenn Erstbegeisterung abklingt, wenn sich die Höhe des Engagements nicht halten lässt, wenn die eine oder andere Frustration zu stark wird, dann beginnt die eigentliche Arbeit. Und zwar sowohl im mentalen Bereich als auch im praktischen Bereich. Es müssen nachhaltige Strukturen geschaffen werden, vor allem dann, wenn der Anteil der ehrenamtlichen Arbeit hoch ist.

Denn dass die Aufnahme der Menschen, die nach Deutschland gekommen sind, bislang weitgehend funktioniert hat, ist den vielen Haupt- und Ehrenamtlichen zu verdanken, die sich jeden Tag dafür einsetzen, die Lebensbedingungen der geflüchteten Menschen zu verbessern. Unterstützergruppen in unse-

ren Kirchengemeinden haben sich bereits vorbildlich in der Flüchtlingsarbeit engagiert, lange bevor es eine gesellschaftliche Bewegung wurde. Die Evangelische Kirche in Deutschland geht davon aus, dass zehn Prozent unserer Kirchenmitglieder in der Flüchtlingsarbeit engagiert sind. Das sind – sollten die Zahlen stimmen – umgerechnet 2,4 Mio. Ehrenamtliche. Dieses hohe ehrenamtliche Engagement kann man durchaus als Folge der reformatorischen Erkenntnis verstehen, dass christliches Handeln in die Verantwortung der einzelnen Christen gestellt ist. Wir müssen uns allerdings der Einsicht stellen, dass dies keine Dauerzustand sein kann und uns um nachhaltige Formen der Flüchtlingsarbeit bemühen: auch im Interesse der Menschen, die zu uns gekommen sind. Hier werden sich auf längere Strecken Ermüdungs- und Enttäuschungserscheinungen bemerkbar machen.

Wir haben als Kirche zusammen mit der Diakonie viel auf die Beine gestellt. Das muss ich vor einem so kundigen Publikum jetzt nicht alles ausbreiten.

Von den zahlreichen Herausforderungen, für die wir Lösungen und gangbare Wege finden müssen, will ich einige nennen:

Wie kann es uns gelingen, den Christen unter den Flüchtlingen eine neue geistliche Heimat zu ermöglichen und ihnen als Gemeinden anderer Sprache und Herkunft einen Platz in unserer Kirche zu eröffnen? Und wie gehen wir mit denen um, die sich taufen lassen? Die Forderung, die oft gehört wird, es müsse nun unter den Moslems kräftig Mission betrieben werden, halte ich für wenig hilfreich. Es zeigt sich, dass die Menschen am meisten davon beeindruckt sind, wenn sie auf die Selbstverständlichkeit der Hilfe für Fremde stoßen. Hier wirkt die Tat meist mehr als das Wort, wenngleich die Tat es nur kann, wenn sie vom Wort begleitet wird. Die Taufe ist kein Garant für gesellschaftliche Integration. Das sollten wir diejenigen, die zu uns kommen, fairerweise wissen lassen – im Zusammenhang mit Asylanträgen will das besonders gut bedacht

sein, wenn man die Neuankömmlinge nicht einer peinlichen Befragung aussetzen will.

Und wie begegnen wir dem neuen arabischen Islam, der gerade in Deutschland entsteht? Wo ermöglichen wir Gelegenheit zum Dialog, für Begegnung und Diskussion? Hier sind wir vor allem gefordert, uns selbst kundig zu machen und uns über Handbuch- und Schulbuchwissen hinaus auseinanderzusetzen – übrigens auch mit unserer eigenen Religion. Es werden uns viele Fragen gestellt! Das sehe ich vor allem als Aufgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern, Lehrerinnen und Lehrern. Die bei uns Fuß fassenden moslemischen Menschen entwickeln hier – in der Begegnung mit der ihnen fremden Kultur – oft überhaupt erst ein islamisches Bewusstsein und sind darum allerlei Verführungen besonders ausgesetzt. Die Radikalisierung von Teilen des Islam – das erkennt man schnell, wenn man ein wenig in die Geschichte schaut –, hat erst begonnen, als sich die vom Islam geprägten Länder aus der Klammer des Kolonialismus lösten. Navid Kermani spricht etwas zugespitzt von der Islamisierung des Islam unter dem Druck der Globalisierung, und so kann man inzwischen ergänzen, der islamischen Migration.

Andersherum: Vergessen wir nicht, dass uns Teile des orientalischen Christentums fremd sind, dass Christen aus Syrien oder dem Irak entsetzliche Verfolgungserfahrungen gemacht haben, dass hier Hass und Verletzungen mitgebracht werden, die für uns oft ein befremdliches Maß annehmen können, dass es sogar Formen christlichem Glaubensstolz gibt, die sehr verstörend sein können. Hier wird vor allem Nüchternheit angezeigt sein. Die Erfahrung macht deutlich, dass das gemeinsame Gebet eine Möglichkeit der Begegnung eröffnet, die anderen verschlossen ist.

Integration bedeutet, das Unterscheidende zu benennen. Die Kunst besteht darin, das Unterscheidende nicht aufzulösen – weil es oft zur Identität der Menschen gehört – und doch das Trennende zu überwinden.

Integration bedeutet auch, miteinander zu leben und einander sein zu lassen, wie wir sind. Integration meint nicht Assimilation! Das scheint mir nicht immer mit der nötigen Trennschärfe diskutiert zu werden. Der Lernprozess für diejenigen, die sich Deutsche nennen, besteht darin, zu erkennen und zu begreifen, dass wir längst eine segmentierte und plurale Gesellschaft sind, in der es keine blockförmigen Mehrheiten mehr gibt und auch nicht mehr geben wird. Davon wird die Debatte um die Leitkultur berührt. Im Grund ist es doch längst so, dass unsere Leitkultur darin besteht, eine Kultur aus Kulturen zu sein – das verdankt sich übrigens auch unserer Konfessionsgeschichte. Die Aufgabe besteht darin, Schnittmengen zu finden, Gemeinsames zu kultivieren oder gar gemeinsam gemeinsames Neues zu entwickeln. Natürlich spielt die Sprache dabei eine wichtige Rolle. Aber nicht die einzige.

Ich habe anlässlich einer Diskussion in Berlin einmal formuliert: Wenn wir Parallelgesellschaften vermeiden wollen, müssen wir lernen, mit Simultangesellschaften zu leben und geeignete Formen finden, wie diese Gesellschaften oder Gesellschaftsteile miteinander in Kontakt kommen und bleiben – zum Beispiel mit einem gemeinsamen Feiertag?

Bis heute gibt es keine einheitliche Position der christlichen Kirchen in Europa zum Umgang mit der Aufnahme von Flüchtlingen. Zu beobachten ist, dass die Kirchen, die in Ländern mit einem rigiden Kurs beheimatet sind, dazu eher in Distanz treten. Daran werden wir in Zukunft arbeiten müssen.

Gesamtgesellschaftlich betrachtet heißt das: Unsere Kirche wird auch künftig ihr Wächteramt ausüben und auf den Schutz der Menschenrechte für diejenigen bestehen müssen, die aufgrund ihrer Verletzlichkeit unterzugehen drohen: alleinreisende Kinder, Frauen in den großen Erstaufnahmeeinrichtungen, traumatisierte Menschen, die durch eine Abschiebung möglicherweise an Leib und Leben bedroht sind. Für unser kirchliches und diakonisches Engagement

zählt der einzelne Mensch. Ihm und nicht den Flüchtlingen als Statistik oder als unpersönliche „Flut“ gilt unsere Aufmerksamkeit.

Wir werden uns in diese gesellschaftliche Diskussion hineinbegeben und Gesetzesvorhaben kritisch begleiten müssen, weil uns als Christinnen und Christen dieses Thema direkt angeht. Wirkliche Integration kann nur durch verkürzte Asylverfahren, eine Bleibeperspektive und Zugang zu Bildung und Arbeit erreicht werden. Wir müssen vermeiden, dass Menschen eine ungenutzte Zeit des Wartens und der Frustration verbringen müssen, die eine spätere Integration nachhaltig erschweren. Und bedenken wir auch: Alle, die zurückkehren, werden in Erinnerung behalten, was sie hier erlebt haben!

Durch die eingetretene Entwicklung werden wir uns ebenfalls verändern. Vielerorts ist dies bereits geschehen. Das Gesicht unserer Kirche wird bunter. Themen wie interkulturelles Lernen werden an Bedeutung gewinnen und wir erleben, dass unser Glaube unser Umfeld zu gestalten vermag. Zugleich geraten wir in den Aufmerksamkeitskegel gesellschaftlicher Gruppen, die uns argwöhnisch beobachten. Religion ist wieder ein öffentliches Thema. Wir sollten uns darin als kundig, auskunftsfähig und streitbar erweisen!

Ich komme zum Schluss: Welche Kirche wollen wir sein in dieser sich verändernden Gesellschaft? Schon jetzt haben wir gute Antworten und wollen in Zukunft weiter an diesen Antworten arbeiten. Der Apostel Paulus schreibt im Galaterbrief: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit: Nun lasst euch nicht wieder unter das Joch der Knechtschaft stellen.“ (5,1) Mag sein, dass die Herausforderungen, mit denen wir es zu tun haben, uns in neue Freiheiten aufbrechen lassen und wir sein können, wozu Christus uns befähigt: Salz der Erde und Licht der Welt!

medio!-Internetservice

© Dieses Dokument ist urheberrechtlich geschützt und elektronisch im Internet abrufbar unter <http://www.ekkw.de>. Bei Fragen zu diesem Dokument wenden Sie sich bitte an die medio!-Onlineredaktion im Medienhaus der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel.: (0561) 9307-124, Fax (0561) 9307-188, E-Mail: internetredaktion@medio.tv